

DER MANN IM FLUR von Marguerite Duras

Der Mann hätte im Dunkel des Flurs gegenüber der nach draußen geöffneten Tür gegessen.

Er betrachtet eine Frau, die einige Meter von ihm entfernt auf einem Steinweg schläft. Um sie herum ein Garten, der jäh und abschüssig in eine Ebene fällt, in weite, baumlose Hügel, Felder, die an einen Strom grenzen. Man sieht die Landschaft bis zum Strom. Dahinter, sehr weit und bis zum Horizont, liegt ein unentschiedener Raum, eine unklare Unermesslichkeit. Sie könnte die des Meeres sein.

Die Frau ist am Rand des Abhangs, dem Strom gegenüber, spazieren gegangen, und dann zurückgekehrt, hierher, dem Flur gegenüber, ausgestreckt in der Sonne. Sie kann den Mann nicht sehen, sie ist vom Schatten im Innern des Hauses getrennt, durch blendendes Sommerlicht.

Man kann nicht sagen, ob ihre Augen halb geöffnet oder geschlossen sind. Man könnte sagen, daß sie sich ausruht. Die Sonne ist sehr stark. Die Frau trägt ein helles Kleid aus heller Seide, vorne zerrissen, so daß sie zu sehen ist. Unter der Seide war der Körper nackt. Das Kleid wäre vielleicht ehemals Weiß gewesen.

So hätte sie es mitunter gemacht. Mitunter hätte sie es auch ganz anders gemacht. Immer verschieden. Das ist, was ich von ihr sehe.

Sie hätte nichts gesagt, sie hätte nichts betrachtet. Gegenüber dem im dunklen Flur sitzenden Mann ist sie unter ihren Augenlidern eingesperrt. Durch sie hindurch sieht sie das verwischte Licht des Himmels. Sie weiß, daß er sie betrachtet, daß er alles sieht. Sie weiß es bei geschlossenen Augen, so wie ich es weiß, die ich beobachte. Mit Gewissheit.

Ich sehe, wie sie ihre Beine, die sie bis dahin in offensichtlicher Nachlässigkeit halb angezogen hatte, ich sehe, daß sie sie nun zusammenzieht, mit einer bewußten Bewegung, peinlich genau. Wie sie sie so fest zusammenzieht, daß ihr Körper sich deformiert und sich mehr und mehr seines gewohnten Umfangs beraubt. Dann sehe ich, daß die Anstrengung plötzlich abbricht, und mit ihr jede Bewegung. Und auf einmal der Körper die Korrektheit eines endgültigen Bildes annimmt. Der Kopf fällt auf den Arm zurück. Sie rührt sich nicht in dieser Schlafpose. Ihr gegenüber der Mann, still.

Vor ihnen die großen, unbeweglichen Hügel, die sich dem Strom hingeben. Wolken kommen, schweben zusammen, folgen einander in gleichmäßiger Langsamkeit. Sie bewegen sich in Richtung der Mündung des Stroms auf die unbestimmte Unermesslichkeit zu. Ihre fahlen Schatten liegen leicht auf dem Land, auf dem Strom. Aus dem Hause, aus dem Garten, kommt kein Geräusch.

Sie hätte wieder angefangen, sich zu bewegen. Sie hätte das sehr langsam und langwierig getan vor ihm, der sie betrachtet. Das Blau der Augen im dunklen Flur, die das Licht trinken, durchbohren sie, sie weiß es. Ich sehe, daß sie jetzt ihre Beine

hochhebt und sie von ihrem Körper abspreizt. Sie macht es genauso, wie sie sie zusammengezogen hat, mit einer bewußten, peinlich genauen Bewegung, so stark, daß ihr Körper ganz im Gegensatz zum vorangegangenen Moment sich durch diese Langwierigkeit entstellt, sich verunstaltet bis zur denkbaren Hässlichkeit. Von neuem rührt sie sich nicht, so zu ihm hin geöffnet. Der Kopf ist immer noch vom Körper weggedreht, auf den Arm zurückgefallen. Von nun an bleibt sie in dieser obszönen, bestialischen Pose. Sie ist häßlich geworden, sie ist das geworden, was für sie Hässlichkeit gewesen wäre. Sie ist häßlich. Sie verharrt da, heute, in der Hässlichkeit.

Ich sehe das eingeschlossene Gebiet ihres Geschlechts zwischen den ausgebreiteten Lippen, und daß der ganze Körper um sie herum glaubt, mehr und mehr zu brennen. Ich sehe nicht das Gesicht. Ich sehe die Schönheit schweben, an der unbestimmten Grenze zum Gesicht, aber ich kann nicht feststellen, ob sie da herkommt. Ich sehe nichts als ihr abgewandtes Oval. Das reine Profil, angespannt. Ich glaube, daß die geschlossenen Augen grün gewesen sein müssen. Ich halte bei den Augen inne. Selbst wenn es mir gelingt, sie lange in meinen zu behalten, geben sie mir nicht das Gesicht. Das Gesicht bleibt unbekannt. Ich sehe den Körper. Ich sehe ihn ganz und gar in einer aufdringlichen Nähe. Er trieft vor Schweiß, er liegt in einer Sonnenbeleuchtung von fürchterlicher Weiße.

Der Mann hätte noch gewartet.

Und dann hätte sie es erreicht. Die Kraft der Sonne ist dermaßen stark, daß sie schreit, um sie auszuhalten. Sie beißt sich an die Stelle des Arms, wo ihr Kleid schon zerrissen ist, und schreit. Sie ruft einen Namen. Daß man komme.

Wir hören, daß man losgeht, sie und ich. Daß er sich bewegt hat. Daß er aus dem Flur getreten ist. Ich sehe es und ich sage es ihr, ich sage ihr, daß er kommt. Daß er sich bewegt hat, daß er den Flur verlassen hat. Mit ruckartigen, kurzen Bewegungen, als wüßte er nicht mehr, wie man geht, und dann, daß sie langsam, ganz langsam, immer langsamer werden. Daß er kommt. Daß er da ist. Daß ich das Blau seiner Augen sehe, die über sie hinwegblicken, zum Strom hin.

Er steht vor ihr, sein Schatten überformt sie. Durch ihre Lider hindurch muß sie die Verfinsterung des Lichts wahrnehmen, die hohe Gestalt seines über ihr stehenden Körpers, in dessen Schatten sie gefangen ist. Die Unterbrechung der Hitze überdehnt den in den Kleiderstoff verbissenen Mund. Er ist da. Die Augen noch immer geschlossen, läßt sie das Kleid los, führt ihre Arme der Länge nach an ihren Körper herunter bis zur Taille, verändert den Abstand ihrer Beine, sie richtet sie zweideutig gegen ihn, daß er noch mehr von ihr sehe, als ihr weitgeöffnetes Geschlecht, als die äußerste Möglichkeit, gesehen zu werden, damit er etwas anderes sieht, gleichzeitig etwas anderes von ihr, das aus ihr hervorkommt wie ein Mund, der sich erbricht, wie Eingeweide.

Er wartet. Sie wendet ihr Gesicht mit den geschlossenen Augen zurück in die Richtung des Schattens und wartet ihrerseits. Dann macht er es seinerseits.

Er macht es zuerst auf den Mund. Der Strahl drückt sich auf ihre geöffneten Lippen, bespritzt mit Kot (?) die Augen, das Haar, und fährt dann den Körper entlang, überströmt die Brüste, schon langsamer kommend. Als er das Geschlecht erreicht, gewinnt er nochmal an Kraft, er drückt sich auf ihre Hitze (?), mischt (?) sich in sie ein, schäumt und versiegt dann. Die Augen der Frau öffnen sich halb, blicklos, und schließen sich wieder. Grün.

Ich spreche zu ihr und sage ihr, was der Mann macht. Ich sage ihr auch, was ihr geschehen wird. Daß sie sehe, ist das, was ich wünsche.

Der Mann wälzt mit seinem Fuß ihre Gestalt auf dem Steinweg. Das Gesicht ist zur Sonne gewandt. Der Mann wartet und beginnt wieder, sie hin- und herzuwälzen, mit einer Brutalität, die er kaum zügeln kann. Er unterbricht ein paar Sekunden, um sich wieder zu beruhigen, beginnt wieder von vorne. Er schiebt den Körper von sich, um ihn wieder an sich zu ziehen, zärtlich. Der Körper ist fügsam, schmiegsam, er überläßt sich ganz seinen Behandlungen, als ob er ohnmächtig wäre, ohne sie zu empfinden, wie man sagen würde, er rollt ihn auf die Steine, er bleibt in der Haltung liegen, mit der seine Bewegung endet.

Auf einmal hat es aufgehört.

Die Gestalt liegt da, entblößt, entfernt von ihm. Der Mann betrachtet sie und nähert sich ihr wieder. Dann setzt er, als wolle er fortfahren sie hin- und herwälzen, seinen Fuß auf sie, und rührt sich plötzlich nicht mehr.

Er hätte seinen nackten Fuß wahllos irgendwo in der Gegend des Herzens auf die Gestalt gesetzt, und hätte sich nicht mehr gerührt. Das Fleisch der Brüste ist weich und warm, man bleibt darin wie in Kot stecken. Der Mann bewegt sich nicht mehr.

Er hätte den Kopf erhoben und den Strom betrachtet. Die Sonne ist stark und starr. Der Mann betrachtet, ohne zu sehen, mit großer Aufmerksamkeit das, was sich seinen Augen bietet. Er sagt:

"Ich liebe dich. Dich."

Der Fuß hätte auf den Körper gedrückt.

Die Zeit wird lang, sie hat die Einheit unbegrenzter Unermeßlichkeit. Der Mann hätte die Angst nicht bemerkt. Er betrachtet immer noch, ohne Blick, was sich seinen Augen bietet, das Verfinstern des Lichts, das Zittern der Luft.

Sie liegt unter ihm, bedacht auf seine gesamte Kraft und auf das, was gerade passiert, so würde man sagen. Ohne eine Geste, den Mund verbissen in ihrem Arm in der Seide des Kleides, würde sie den Fortgang wahrnehmen, den Druck des Fußes auf das Herz. Die Augen wären erneut geschlossen gewesen, über der zu ahnenden Farbe: grün. Unter dem nackten Fuß befindet sich Kot eines Sumpfes, ein Sieden, dumpf, fern, fortdauernd. Die Gestalt ist entstellt, schlaff, wie zerbrochen, von erschreckender Trägheit. Der Fuß drückt stärker. Er dringt tiefer ein, bis auf die Knochen und drückt weiter.

Sie hat geschrien. Er hat einen Schrei gehört. Er hat Zeit zu hören, daß der Schrei nicht mehr aufhört, dann zu hören, daß er schwächer wird. Und während er glaubt, noch Zeit der Wahl zu haben, zögert der Fuß und löst sich schwer vom Körper und entfernt sich unter dem Stoß des Schreis.

Er wäre zurückgefallen in den Sessel im schattigen Flur.

Die Beine der Frau hätten sich gelöst und wären ermüdet zurückgesunken. Sie dreht sich um ihre eigene Achse, sie schreit wieder, und sträubt sich in langen, langwierigen Zuckungen. Ihre Klage schreit und weint, sie ruft nach Erlösungen, daß man kommen soll, und plötzlich hört sie auf.

Die Sonne hätte ihn bis zum Gürtel beschienen. Ich sehe seine Gestalt im Flur, im Schatten, fast ohne Farben. Sein Kopf ist auf die Sessellehne gefallen. Ich sehe, er ist

von der Liebe und der

Begierde entkräftet, er ist von außergewöhnlicher Blässe. Sein Herz schlägt an der Oberfläche des ganzen Körpers. Ich sehe, daß er zittert. Ich sehe das, was er nicht betrachtet und was sich inzwischen erraten läßt und gegenüber des Flurs zu sehen ist, diese schönen Hügel vor dem Strom, diese malvenartige Unermeßlichkeit, die, immer noch verschwommen im Nebel, die des Meeres gewesen wäre. Die Nacktheit der Ebene, die Richtung des Regens wäre die des Meeres gewesen. Und diese so starke Liebe. Ich weiß es, diese so starke Liebe.

Das Meer ist das, was ich nicht sehe. Ich weiß, daß es da ist, jenseits dessen, was sich dem Mann und der Frau zeigt.

Er hätte sie wieder auf sich zukommen sehen, die Erscheinung des Steinwegs.

Sie wäre eine Weile lang stehen geblieben, angelehnt am Türrahmen, bevor sie in den kühlen Flur eingedrungen wäre. Sie hätte ihn betrachtet. So wie sie einen Moment zuvor, hätte er vor ihr die Augen geschlossen gehalten. Seine Hände liegen regungslos auf den Sessellehnen. Er hätte eine Hose getragen, er trägt eine Hose aus blauem Leinen, die er geöffnet hat und aus der es hervorkommt. Es ist geschwollen und roh wie sein Herz. Genauso wie sein Herz schlägt es. Eine aus Urzeiten, ununterschieden von den Steinen, den Flechten, eine unvordenklich in den Mann gepflanzte Form, um die er sich müht. Um die herum er am Rande der Tränen ist und schreit.

Ich höre, daß die Frau zum Mann spricht.

"Ich liebe dich."

Ich höre, daß er ihr antwortet, daß er weiß:

"Ja."

Ich sehe, daß die Frau sich bewegt und ihrerseits die drei Schritte macht, die sie von ihm trennen. Ich sehe, daß er zu einer Fluchtbewegung ansetzt und daß er wieder in den Sessel zurückfällt. Dann sehe ich nichts mehr außer den Tatsachen.

Sie ist bei ihm angekommen, kauert sich zwischen seine Beine und betrachtet es, es ganz allein, im Schatten, den sie auf ihn wirft. Sorgfältig macht sie es frei, bis es ganz nackt ist. Schiebt die Kleidung auseinander. Holt die tieferen Teile hervor. Sie entfernt sich ein wenig davon, und läßt so das Licht darauf scheinen.

Ich sehe, daß der Mann den Kopf senkt und es betrachtet, wie er zur selben Zeit wie die Frau dieses Schauspiel seiner selbst betrachtet. Es schlägt, zuckt im Rhythmus des Herzens. Durch die feine Haut, die es umschließt, breitet sich das dunkle Geflecht des Blutes aus. Es ist voller Genuß, von mehr Lust erfüllt, als es zu halten vermag, und sich selber so eng geworden, daß man zögert, die Hand dahin zu legen.

Der Mann und die Frau betrachten es gemeinsam. Sie machen ihm gegenüber keinerlei Geste und überlassen es noch sich selbst.

Jenseits von ihnen sehe ich wieder, daß es ein Land ohne Bäume ist, ein Nordland. Daß das Meer still und warm gewesen wäre. Es ist eine klare Wärme verblasster Wasser. Es sind keine Wolken oberhalb der Hügel, aber es ist immer noch der ferne Nebel da. Es ist ein Land, daß sich selbst meidet, daß nicht zuläßt, es anzusehen, es

wiederzusehen, eine Bewegung, die niemals aufhört, kein Ende kennt.

Sie hätte sich langsam vorwärts bewegt, sie hätte ihre Lippen geöffnet und plötzlich sein weiches, glattes Ende ganz in sich aufgenommen. Sie hätte die Lippen über der Wurzel geschlossen, der den Anfang bezeichnet. Ihr Mund wäre voll davon gewesen. Es ist so weich, daß ihr davon die Tränen in die Augen treten. Ich sehe, daß nichts der Macht dieser Weichheit gleichkommt, es sei denn das ausdrückliche Verbot, sich daran zu vergreifen. Verboten.

Sie kann nicht mehr davon nehmen, außer es vorsichtig mit der Zunge zwischen den Zähnen zu streicheln. Ich sehe dies: daß das, was man normalerweise im Sinn hat, im Mund hat, dies Geschwollene und Rohe. Sie frißt es im Geiste, sie nährt sich davon, übersättigt ihren Geist damit. Während das Vergehen in ihrem Mund ist, wird sie nichts anderes zulassen, als es anzutreiben, es der Lust zuzuführen, mit bereitwilligen Zähnen. Mit ihren Händen hilft sie ihm zu kommen, wiederzukommen. Aber es scheint nicht zu wissen, wie es wiederkommen soll. Der Mann schreit. Die Hände im Haar der Frau verkrallt, versucht er, sie von diesem Ort wegzureißen, aber er hat nicht mehr die Kraft, und sie will nicht loslassen.

Der Mann. Der Kopf vom Körper stöhnend weggerissen, eifersüchtig und im Stich gelassen. Seine Klage schreit, zu kommen, wieder zu sich zu kommen, schreit den quälenden Widerspruch, daß man ihm so etwas Gutes wünscht. Ihr, der Frau, ist das egal. Ihre Zunge fährt hinab zu jener anderen Weiblichkeit, sie gelangt dort an, wo es sich verbirgt, und kommt geduldig wieder hoch, um wieder in den Mund zu nehmen, was sie verlasen hatte. Sie hält es fest an der Grenze des Verschlingens in einer andauernden, saugenden Bewegung. Er versucht nichts mehr. Die Augen geschlossen. Allein. Ohne Gesten, er schreit.

Da oben, der Schrei, die Klage wird schmerzhafter, sie ist zuerst fast kindlich und dann tiefer, sie wird derart schmerzhaft, daß die Frau von ihm ablassen muß. Sie läßt los, zieht sich zurück, zieht die Schenkel nah an sich heran, spreizt sie und betrachtet und atmet den feuchten, lauen Geruch. Sie verweilt, das Gesicht vergraben in dem, was ihm an sich selber unbekannt ist, und atmet lange den Gestank ein.

Ich sehe, daß er sie machen läßt und wieder mit ihr schaut, wie er ihrem Treiben zuschaut, daß er sich ihre Begierde gefallen läßt, wie es ihm nur möglich ist. Daß er dieser Gier den Mann, der er ist, hinhält. In der Haaren der Frau pulst es auf einmal wie die Schläge des Herzens.

Er schreit leise eine Klage unaushaltbaren Glücks.

Der Himmel zieht langsam am geöffneten Türrahmen vorbei. Er bewegt sich im Ganzen vorwärts, man würde sagen, mit der langsamen Geschwindigkeit der Erde. Die Wolkenmassen mit den festen Konturen werden in Richtung der Unermeßlichkeit mitgerissen.

Der Mund geöffnet, die Augen geschlossenen, ist sie in der Höhle des Mannes, ist sie zurückgezogen in ihm, weit weg von ihm, allein, in dem obskuren Körper des Mannes.

Sie weiß nicht mehr, was sie tut noch was sie sagt, sie hält es immer noch für möglich, es noch anders zu tun. Sie küßt. Da, wo der Gestank herrscht, küßt sie, leckt sie, sie benennt die Dinge, beleidigt, ruft Worte, um sich zu helfen und dann schweigt sie wieder. Sie gerät außer sich, aufgehetzt, mit all ihrer Kraft, bis zu dem Moment, da die Hände des Mannes sie zurückstoßen, sie umwerfen. Er holt sie zurück. Er legt sich lange Zeit auf sie, dringt in sie ein, hält sich in ihr auf, bewegungslos während sie weint.

Sie haben es getan, sich besessen. Sie haben sich getrennt. Lange Zeit, am Boden, berührt sich zwischen ihnen nichts. Die Steinplatten sind kühl, labend. In Abständen weint sie wieder, Kindertränen.

Er dreht sich langsam zu ihr hin und drückt sie mit seinem Bein an sich. So bleiben sie. Er sagt ihr, daß er sie nicht mehr lieben möchte. Sie antwortet ihm nicht. Er sagt ihr, daß er sie eines Tages umbringen wird.

Es ist nichts mehr da außer der Unordnung und Unbeweglichkeit ihrer aufgelösten Körper, außer, daß er ihr noch sagt, es sei endlos.

Sie liegen im Flur wie schlafend, während etwas anderes sich beim langsamen Wiedererwachen der Begierde anbahnt. Mit kaum merklichen Gesten sind sie im Begriff, sich wieder anzunähern. Die schwitzende Haut, die sich berührt, die Gesichter, ihr von ihm wiedergefundener Mund. Sie bleiben so, zusammen, in Erwartung. Und dann sagt sie, daß sie geschlagen werden möchte, sie sagt, ins Gesicht, sie fordert ihn auf, komm. Er macht es, er kommt, setzt sich ihr gegenüber und betrachtet sie wieder. Sie sagt: Geschlagen, mit aller Kraft, wie vorhin das Herz. Sie sagt, sie möchte sterben.

Jetzt ist der offene Türrahmen vom sitzenden Körper des Mannes verdeckt, der schlagen wird.

In der unentschiedenen Unermeßlichkeit wird es nebelig, eine violette Farbe, die schon auf dem Weg zu anderen Orten, von anderen Strömen während der sehr fernen Regenmonsune gesehen wurde.

Die Hand des Mannes hebt sich, sinkt wieder und beginnt zu ohrfeigen. Zuerst vorsichtig, dann fest.

Die Hand schlägt auf die Mundwinkel, dann fester und fester gegen die Zähne. Sie sagt, so sei es richtig, ja. Sie hebt ihr Gesicht, um es den Schlägen besser auszusetzen, sie macht, daß es sich noch mehr entpannt, seinen Händen verfügbar, sehr sinnlich.

Nach etwa zehn Minuten haben sie sich aufeinander eingestellt, in paralleler Präzision. Er schlägt fester und fester.

Die Hand senkt sich, schlägt auf die Brüste, den Körper. Sie sagt, das es gut ist, wie es ist. Ihre Augen tränen. Die Hand schlägt, jedesmal treffsicherer, nimmt mechanische Geschwindigkeit an.

Das Gesicht ist nun ausdruckslos, betäubt, widersteht nicht mehr, losgelöst, ohne eigenen Willen bewegt es sich um den Hals herum, wie etwas Totes.

Ich sehe, daß auch der Körper sich so schlagen läßt, daß er aufgegeben wurde, ohne jeden Schmerz. Daß der Mann sie beleidigt und schlägt. Und dann plötzlich Schreie, die Angst.

Und dann sehe ich, daß diese Leute in Schweigen versunken sind.

Ich sehe, daß die violette Fabre naht, daß sie die Mündung des Stromes erreicht, daß der Himmel sich bedeckt, daß er in seinem langsamen Lauf zur Unermeßlichkeit innegehalten hat. Ich sehe, daß andere Leute zugeschaut haben, andere, jetzt tote Frauen, genauso zugeschaut haben, wie die Sommermonsune sich gebildet und aufgelöst haben vor den Strömen, die an die dunklen Reisfelder grenzen, gegenüber der weiten, tiefen Mündung. Ich sehe, daß die violette Farbe als ein Sommergewitter naht.

Ich sehe, daß der Mann auf der Frau liegend weint. Ich sehe von ihr nur die Umbeweglichkeit. Ich will es nicht wissen, ich weiß nichts, ich weiß nicht, ob sie schläft.